

Unsere Mundart (Teil I)

1. Von der Mundart im allgemeinen:

Der Gebrauch der Mundart ist in unserer Heimat noch verhältnismäßig weit verbreitet. Es sind insbesondere die Alteingesessenen im Rentenalter, denen das heimatliche Idiom noch leicht über die Zunge geht. Aber der Grabgesang des Sterbeglöckleins für unsere ureigene Sprache ist schon aus der Ferne zu vernehmen. Hauptursache für das langsame Aussterben unserer Mundart ist einmal, dass unsere globalisierte und vernetzte Welt uns mehr und mehr das Augenmerk auf das Materielle abnötigt, dabei uns aber alte Werte verlorengelassen. Nur mit der Moderne, so wird geglaubt, könne man den Erfordernissen für eine neue Weltoffenheit gerecht werden. Da ist für die Mundart, deren Verbreitung sich lediglich über einen kleinen Raum erstreckt, kein Platz mehr, und man hat auch nur noch wenig Interesse daran. Ferner hat der Zuzug von nicht der Mundart mächtigen Neubürgern zwangsläufig dazu geführt, dass die einst vorherrschende Mundart nicht mehr so allgemein wie einst ist. Das ist leider nun mal so.

Vor Jahren hat es von staatlicher Seite vielfach Bemühungen gegeben, die Mundart als Unterrichtsfach in den Schulen einzurichten. Das zeugt davon, welche Bedeutung die Kulturpolitik seinerzeit der Mundart beimaß. Die Verwirklichung solcher Bestrebungen scheiterte jedoch. Das lag zu einem großen Teil daran, dass es zu wenig Lehrer gab, welche die heimischen Mundarten ausreichend beherrschten. Auch hatte man viel zu wenig bedacht, dass die hiesigen Mundarten schon von Tal zu Tal und Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich artikuliert werden und teilweise auch einen abweichenden Wortschatz besitzen.

Es wäre z. B. für eine aus Much gebürtige Lehrperson mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden gewesen, den Schönenberger Schulkindern einen Text ganz korrekt in unserer Mundart vorzutragen. Allein dieser Umstand hätte allein schon voll-auf genügt, das damalige kulturpolitische Vorhaben zum Scheitern zu bringen.

Wenn wir in unserer Mundart reden, nennen wir das *Platt schwätzen*. Aus dieser Darstellung erkennen wir gleichzeitig im Gegensatz dazu das Hochdeutsche (mundartlich *Huhdösch*). Diese Unterscheidung erklärt sich aus den beiden großen Sprachgruppen „Hoch (Ober-)deutsch“ und „Niederdeutsch“. „Hoch“ und „Nieder“ bezeichnen hier lediglich die geographische Lage der beiden Landesteile und nicht die Wertigkeit ihrer Sprachen. Das Oberdeutsche wurde als deutsche Normsprache bestimmt, während hingegen das Nieder- oder Plattdeutsche mundartliche niederdeutsche Sprachgruppen bis auf den heutigen Tag umfasst. Der Begriff *Plattdeutsch* wurde später auf viele andere deutsche Mundarten übertragen. Sie stehen keineswegs alle dem Niederdeutschen näher als dem Hochdeutschen. Aus dem Begriff *Hochdeutsch* darf, wie wir sehen, deshalb nicht gefolgert werden, als ob es sich hier um eine höherwertige Sprache handele. Allein die Namen der beiden

großen deutschen Landes-teile führten zu diesen Begriffsbestimmungen. Beide Sprachen stehen sprachgeschichtlich gleichwertig nebeneinander. Die Mundart darf kulturell die gleiche Wertschätzung für sich beanspruchen wie das Hochdeutsche. Zwischen Hochdeutsch und Mundart besteht zwar eine enge Sprachverwandtschaft. Die Mundart hat sich infolge ihrer regionalen Abgeschlossenheit von der gemeinsamen Ursprache, dem Gemeingermanischen, gelöst und bis zu einer eigenen Sprache fortentwickelt. Da der Mundart infolge ihrer geographischen Abgeschlossenheit weniger fremden Kulturen ausgesetzt war als die deutsche Hochsprache, hat sie mehr von ihrer Ursprünglichkeit bewahren können. So steht der heutige Lautstand der Mundart dem Mittelhochdeutschen näher als der des modernen Hochdeutschen.

Mundart ist kein Hochdeutsch mit einer schlechten Aussprache. Sie hat einen eigenen Wortschatz und eine vom Hochdeutschen abweichende Grammatik. Auch die Sprachmelodie unterscheidet sich vom Hochdeutschen.

Hierbei darf jedoch die Mundart nicht als eine erstarnte oder gar tote Sprache eingeordnet werden. Sie steht vielmehr in ständiger Wechselwirkung zum Hochdeutschen und zu Fremdsprachen, nimmt von dort Sprachgut auf, wie auch das Hochdeutsche aus Fremdsprachen und Mundarten schöpft.

Ein besonderes Merkmal der Mundart ist ihre starke Bildhaftigkeit des Ausdrucks. Damit erfüllt die Mundart ihre Aufgabe als allgemeines Mittel der Verständigung bestens. Sie hat indessen gegenüber dem Hochdeutschen weniger Fähigkeiten zur Abstraktion.

Genau so wie alle anderen Sprachen (von den Welthilfssprachen abgesehen) ist auch die Mundart eine eigenständige im Verlauf von Jahrtausenden gewachsene Sprache. Sie ist keineswegs ein *verkorkstes und verknullbeltes* Hochdeutsch, das *zumeist von Leuten geringen Standes und geringer Bildung* gesprochen wird. Diese Einschätzung, wie sie hier zitiert wird, stammt aus dem 19. Jahrhundert, dürfen wir mit Fug und Recht zurückweisen. Es waren die mangelnden Bildungsmöglichkeiten, dass die *geringen Stände* nicht ausreichend die hochdeutsche Sprache lernen konnten. Gerade das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts war es, welches für lange Zeit gegen die wenig Gebildeten Bildungs- und Sprachbarrieren errichtete, um eine elitäre Schicht zu werden und zu bleiben.

Es sind unvermeidliche Veränderungen, die in absehbarer Zeit zum Verlust unserer Mundart führen werden. Sehr tröstlich wäre es, würde man dann wenigstens dem Hochdeutschen den Wert beimessen, wie man das von einer Kulturnation erwarten darf. Man muss indessen mit zunehmendem Entsetzen feststellen, dass unsere deutsche Hochsprache mehr und mehr zu einem Mischmasch aus fremden Sprachelementen - besonders dem Englischen - verkommt. Man lese die Zeitung, man höre Radio, man schaue fern. Da fallen einem die Augen aus dem Kopf und die Ohren ab. *Neudeutsch* nennt man schönfärbend dieses *Sprachen-Kuddelmuddel*.

In Wirklichkeit erniedrigen wir unsere Hochsprache mehr und mehr zu einem *Pidgin-Deutsch* (*Pidgin* hier beispielhaft für eine Mischsprache, bei der die ursprüngliche Sprache ihre Wesenseinheit verliert.). Am Ende steht der Verlust der

deutschen Sprache. Beobachtungen in ehemaligen Kolonialländern lassen zweifelsfrei diesen Schluss zu.

2. Mundartliche Ausdrücke zu Körper und Geist:

Aus der Fülle der Bezeichnungen, die Eigenschaften des Menschen beschreiben, hier eine kleine Auswahl, die gewiss auch Anlass zur Heiterkeit gibt.

Drülöchte, auch ***Drülöchter***: Gemeint ist ein schwerfälliger und stupider Mensch, der, wie man im Hochdeutschen sagt, kein „großes Licht“ ist. Wörtlich übersetzt bedeutet das Mundartwort *Trockenlicht*. Das gibt einen Sinn in Bezug zum trübe leuchtenden Kienspan im Gegensatz zum heller leuchtenden Öl- oder Kerzenlicht. Andere Mundartforscher sehen hier eine Verbindung zum *Irrlicht*. Das sind kleine Lichter in Mooren und feuchten Wiesen, die nach dem Volksglauben die Seelen von Kindern und Hingerichteten versinnbildlichen. Hiernach soll dann eine *Drülöchte* ein *Träumer* sein. Dieser Deutung mangelt es doch sehr an notwendiger Plausibilität. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass man Kinderseelen und die von Hingerichteten in solch einem Begriff zusammengefasst hat.

Krökkchen röh'er mech net aan: Auch die Pflanzenwelt trägt zur Bildhaftigkeit der Mundart bei. Mit dieser aus einem ganzen Satz gebildeten Bezeichnung wörtlich, „Kräutchen rühr mich nicht an“, ist das Springkraut gemeint. Den Namen trägt es deshalb, weil seine Samenkapseln schon bei leichter Berührung aufspringen. Hier dient es als Vergleich für einen Menschen, der sich schon wegen einer Kleinigkeit beleidigt fühlt oder aus der Haut fährt. Ganz allgemein bezeichnet man damit einen überempfindlichen Menschen.



'ne ärme Schluffen: Wer wenig Hab und Gut besitzt oder auch aus anderen Gründen zu bedauern ist, den nennt man *ne ärme Schluffen*. Wörtlich übersetzt ist das ein „armer Pantoffel“. Die Bildhaftigkeit dieses Ausdrucks beruht auf dem Aussehen von Pantoffeln, die man früher so lange trug, bis sie auseinanderfielen. Sie hatten nach längerem Gebrauch ein armseliges Aussehen, zerlumpt und unansehnlich. *Ärme Sökk*, Mehrzahl *Ärem Sökk*, sind Parallelbildungen hierzu.

bedrökklich: Mit dieser insbesondere bezüglich der Frauen verwendeten Bezeichnung beschreibt man einen gutherzigen und umgänglichen Menschen. Das Wort geht auf althochdeutsch „trut“ (lieb, geliebt) zurück. In unserem Dialekt wurde alt- und mittelhochdeutsches „-ut“ nach „-ökk“ verschoben. So wurde beispielsweise aus „Gertrud“ eine „Trud(e)“ und daraus mundartlich eine „Drökk“. Im Hochdeutschen finden wir von gleicher Herkunft, aber bedeutungsverändert, „traut“ im Sinne von „anheimelnd“, „Geborgenheit erweckend“.

tüddelich: Wer oft zerstreut ist, unkonzentriert oder unbeholfen, der muss sich diese Bezeichnung gefallen lassen. Hiermit verwandt ist niederdeutsch „tüddern“ (verwirren). Verwandt ist auch mundartlich „Tüddelskro'em“. Das ist ungeordnet herumliegender Kram, im Hochdeutschen „Krimskram“ genannt.

Flüchopp: „Fliegeauf“ nennt man einen Vogel, der wenig Ausdauer beim Brutgeschäft hat. Das sieht man daran, weil er das Nest unverhältnismäßig oft verlässt (hochfliegt). In der Mundart vergleicht man diejenigen mit einem „Flüchopp“, die eine unstete Lebensweise kennzeichnet, daher nicht sehr zuverlässig sind. Man traut ihnen nicht zu, für Heim und Familie so zu sorgen, wie es von einem verantwortungsbewußten Mann erwartet werden kann.



Joseph Preuth

Knösel: Jemanden so zu nennen, stellt selbst für rheinisch-mundartliche Verhältnisse eine schwere Beleidigung dar. Die Bezeichnung ist eine Ableitung vom mundartlichen „Knies“, hochdeutsch „Kneisel“. Hierunter versteht man Schmutz, der sich in feuchten, meist unzugänglichen Ecken in Haus und Hof ansammelt. Auf den Menschen bezogen ist ein „Knösel“ ein von solchem Schmutz gekennzeichnete, ungewaschener und ungepflegter Zeitgenosse. In Köln singt man ein lustiges Lied, in dem es heißt: „Och 'ne Cowboy muss es duschen, domett ä nett esu *knöselich* es wie du.“ (Rechtschreibung ohne Gewähr).

Hüh hann: Wer einen höheren Lebensstil pflegt als es eigentlich seinen sozialen und bildungsmäßigen Lebensumständen entspricht, der hat einen „Hüh“. Das ist ein von Eitelkeit getragenes Streben nach Höherem. Eine ähnliche Charaktereigenschaft beschreibt man mit *huh em Daach hann* [„hoch im Dach (gemeint ist der Kopf) haben“]. Wer solche Eigenschaften hat, braucht sich nicht zu wundern, wenn ihm ein *Töres* nachgesagt wird. Ursprünglich hat das Wort die Bedeutungen „Ehre“ und „Ansehen“. Wir finden den Begriff z. B. im mittelhochdeutschen Nibelungenlied (Aventiure XXIV;183). In der Mundart ist darunter ein „unrealistisches Streben nach mehr Ansehen und Besitz“ oder „mehr scheinen als sein“ zu verstehen.

ondu'enich: Vorsicht ist bei solchen Zeitgenossen geboten, die eine derartige Eigenschaft zeigen. Wörtlich übersetzt bedeutet *ondu'enich* „ohne Tugendhaftigkeit“. Ein Mensch, dem es erheblich an Tugendhaftigkeit mangelt und der sich „auf der schiefen Bahn“ befindet, nennt man einen *Ondooch* („Taugenichts“, „Tunichtgut“). Er ist voller *Ondu'enichkeeten* („Untugenden“). Im Niederländischen finden wir eng verwandt *deugd* („Tugend“), *ondeugd* („Untugend“).

Unser Mundartwort und die verschiedenen Ableitungen zeigen eine enge Verwandtschaft zum Niederländischen und weniger Nähe zum Hochdeutschen.

Was nun erstaunt ist der Umstand, dass unser *Ondooch* auch zum Wortschatz des Keltischen gehört. Wir finden im Altirischen, das vor mehr als tausend Jahren in Irland gesprochen wurde *andg(a)id* für „Nichtsnutz“ und *andach* für „Nichtsnutzigkeit. Sprachverwandt stehen diese beiden keltisch-altirischen Begriffe unseren Mundartwörtern ebenfalls näher als dem Hochdeutschen.

luschich: Wer überall seine Ohren reinhängt, weil er von krankhafter Neugier geplagt wird, ist *luschisch*. Eng verwandt mit der Bezeichnung ist hochdeutsch „lauschend“. Unser Mundartwort steht jedoch nicht nur gleichbedeutend zu „neugierig“, „vorwitzig“. Man verbindet mit der Eigenschaft *luschisch* auch mangelnde Offenheit, ein hohes Maß an Gerissenheit wie auch fehlender Ehrlichkeit.

de Möpp hann: Ist man eine Tätigkeit oder Sache ganz leid und verliert die Lust daran, führt das zu Niedergeschlagenheit und Verdruss. Wer sich in einer derartigen Gemütsstimmung befindet, nennt das heute mit einem völlig entbehrlichen Fremdwort „den Frust haben“ oder man ist „frustriert“.

In unserer Mundart sagt jemand, der lustlos, niedergeschlagen oder voller Überdross und Verdruss ist: *Ech hann dr Möp*. Mit diesem *Möp* ist nicht ein kleiner Hund gemeint, den wir mit Namen wie Mops, Möp, Möppi bezeichnen. Hier hat vielmehr das niederdeutsche „mop“ (Verdruss, Überdross) Pate gestanden. Im Englischen, das ja seine Sprachwurzeln zu einem großen Teil im Niederdeutschen hat, finden wir das Verb *to mope* (Trübsal blasen).

Kreppenbesser: Mit einem solchen Menschen ist es schwer, freundschaftlichen Umgang zu pflegen. Er ist übellaunig, unverträglich und zänkisch. Unsere mundartliche Bezeichnung ist die bildhafte Übertragung eines „Krippenbeißers“. Hiermit bezeichnet man ein Pferd, das aus Eigensinn und Bockigkeit in die Futterkrippe beißt und vor lauter Boshaftigkeit Luft statt Hafer schluckt.

schläächte Jroschen: Ob *Ondooch* oder *Kreppenbesser*, das sind alles „schlechte Groschen“, wie die wörtliche Übersetzung unseres Mundartwortes lautet.



Preußischer
Groschen

Die Groschen wurden bis in 19. Jahrhundert in Silber geprägt. Ende des 16. Jahrhundert war der sogenannte Fürstengroschen, von denen 24 Stück einen Reichstaler ergaben, im Umlauf. Durch Minderung des Silbergehaltes in der sogenannten Wipper- und Klipperzeit verschlechterte sich der Wert dieser Groschen mehr und mehr. Sie wurden deshalb durch den „Guter Groschen“ im Wert erhöht und weitergeführt.

Dieser Name „Guter Groschen“ bezog sich zum einen auf den wiederhergestellten ursprünglichen Silbergehalt und weil 24 Gute Groschen einen Reichstaler ergaben. Das stand nämlich im Gegensatz zum Mariengroschen mit 36 Groschen auf einen Taler. Der Mariengroschen war deshalb wegen seiner

geringeren Kaufkraft ein „schlechter Groschen. Diese Bezeichnung wurde später umgangssprachlich auf die von den Preußen in Billon (Falschsilber) geprägten Groschen übertragen. Hier kamen 30 Groschen auf einen preußischen Taler. Sie waren bei uns bis 1873 im Umlauf.

Muulopp: Wer stets den Mund offen hält, vermittelt sehr schnell den Eindruck von Dummlichkeit. Mundartlich nennt man einen Menschen mit dieser Eigenart einen *Muulopp* (Mauloffen). Im Hochdeutschen kennen wir die Redewendung „Maulaffen feil halten“. Man versteht darunter „Mit weit geöffnetem Mund und großem Staunen ein faszinierendes Ereignis verfolgen“.

Mit den Affen hat das nichts zu tun. Die Bezeichnung kommt vom niederländischen „Mulapen“. Das waren an den Wänden befestigte Halter zur Aufnahme der Kienspäne. Sie hatten die Form eines menschlichen Kopfes mit geöffnetem Mund. In den Mund wurden die Kienspäne gesteckt.

Sabbelschnüss: Dieser herzhafte Begriff ist auf den Mund (*Schnüss*) bezogen. *Sabbeln* ist eine mundartliche Form des hochdeutschen „seibern“. Mit dem nicht gerade schmeichelhaften Namen wird derjenige bedacht, der sich häufig beim Essen bekleckert (*besabbelt*). Aber auch der Zeitgenosse, der ein unentwegtes Mundwerk führt und dabei viel Spucke verliert (*sabbelt*), ist „en Sabbelschnüss“.

Kä'esmisschen: Unter „Käsemieze“, die getreue Übersetzung unseres Mundartwortes, wird sich kaum jemand etwas vorstellen können. Hierunter versteht man ein kleines, krankhaft aussehendes Persönchen. Die Bezeichnung beruht vergleichend auf dem weißen (Quark-)käse und der Mieze-(katze).

scheelen Euel und **Eenkick:** Ein *scheeler Euel* ist keine schielende Eule. So bezeichnet man allgemein sehschwache Menschen, denn *scheel* bedeutet in der Mundart nicht „schielend“, sondern „schlecht sehend“. Starrt man geistesabwesend unentwegt in eine Richtung, hat man den Eenkick. Die Bezeichnung setzt sich aus *een* (ein, einzig) und niederdeutsch *kieken* (sehen) zusammen.

wie de Nuut Joddes: Ganz bedenklich steht es um Leute, die aussehen „wie die Not Gottes“. Der mittelalterliche Ausdruck bezeichnet das Leiden und den Tod Christi am Kreuz.

Schmerleffel: Vorsicht ist auch bei einem so bezeichneten Mitmenschen geboten. Der *Schmerleffel* ist ein Löffel, mit dem der Rahm, das Beste der Milch, oder flüssiges Fett abgeschöpft wurde. Im übertragenen Sinne meint man damit einen Liebediener, der schmeichlerisch - selbst um eines geringen Nutzens willen - zu allem ja und amen sagt. Sprachgeschichtlich bemerkenswert ist, dass unsere Mundart den althochdeutschen Innenlaut „e“ (*leffil*) bewahrt hat. Der Milchrahm

hieß althochdeutsch „smero“. Im Neuhochdeutschen steckt das Wort noch in „*Schmerbauch*“.

(F.K.)